

ANDREAS ESCHBACH

INS FAHLE HERZ DES SOMMERS

ROMAN

**SPIEGEL
Bestseller**

Lübbe

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Titel

KAPITEL 1

KAPITEL 2

KAPITEL 3

KAPITEL 4

KAPITEL 5

KAPITEL 6

KAPITEL 7

KAPITEL 8

KAPITEL 9

KAPITEL 10

KAPITEL 11

KAPITEL 12

KAPITEL 13

KAPITEL 14

KAPITEL 15

KAPITEL 16

KAPITEL 17

KAPITEL 18

KAPITEL 19

KAPITEL 20

KAPITEL 21

KAPITEL 22

Über den Autor

Leseprobe: Novembersommer

Impressum

Über dieses Buch

Was, wenn die Zukunft längst begonnen hat – nur ohne uns?

Seit Jahren brennt die Sonne erbarmungslos vom Himmel. Die Hitze ist unerträglich, der Süden unbewohnbar, der Staat nur noch Fassade. Wer es sich leisten konnte, ist rechtzeitig nach Nordschottland, Grönland, Kanada oder Sibirien gezogen. Nur wenige Menschen sind in ihrer Heimat geblieben. Fausto ist einer von ihnen. In einem weitgehend aufgegebenen Dorf kämpfen er und einige wenige Nachbarn ums Überleben. Der Alltag ist hart und wenig abwechslungsreich. Bis eines Tages eine schöne, schweigsame junge Frau auftaucht, der die Hitze beneidenswert wenig auszumachen scheint. Fausto verliebt sich und schöpft Hoffnung. Er ahnt nicht, welch unerhörtes Geheimnis mit Valérie verbunden ist ...

Ein eindringlicher Roman um ein hochaktuelles Thema und ein beklemmendes Gedankenexperiment

**ANDREAS
ESCHBACH**

**INS
FAHLE HERZ
DES
SOMMERS**

ROMAN

Lübbe

KAPITEL 1

Die untergehende Sonne sah immer aus wie die Flamme eines titanischen Schweißbrenners, der irgendwo weit im Westen versuchte, den Himmel von der Erde zu trennen. Erst wenn er das schließlich aufgab, wurde es dunkel, und dann atmete das Land die Hitze wieder aus, die es im Lauf des Tages hatte aufnehmen müssen, sodass die Nacht kaum weniger heiß war als der Tag. An Schlaf war bis lange nach Mitternacht nicht zu denken.

Um die Vollmondnächte herum schlief Fausto ohnehin nicht. Nur wenn der Mond groß am Himmel hing und die nachglühende Landschaft mit seinem fahlen, kränklichen Licht berieselte, konnte man es wagen, zu den richtig großen Touren aufzubrechen. Und nur die lohnten die Mühe noch.

Ganz voll war der Mond nicht, ein schmaler Streifen am linken Rand fehlte noch, aber er schien hell genug. Heute Nacht wollte Fausto nach Saint-Aumarec, das etwa fünfundfünfzig Kilometer entfernt lag. Eine gute Strecke.

Den Nachmittag hatte er damit verbracht, sein Fahrrad zu überprüfen, alles zu reparieren, was defekt war, und alles zu schmieren, was geschmiert werden musste. Irgendetwas war immer reparaturbedürftig, meistens die Reifen. Auch in der Nacht waren die Straßen zu heiß, als dass es dem Gummi gutgetan hätte, und die Ersatzreifen, die er hier und da noch fand, waren in aller Regel vertrocknet und auch schon brüchig von der Hitze, die zudem oft kleine Steine zerspringen und zu scharfkantigen

Splittern werden ließ. Also hieß es, stets Flickzeug und eine Luftpumpe dabeizuhaben. Und einen Ersatzschlauch.

Wichtig waren außerdem die beiden Körbe aus Metall. Einer vorne am Lenker, einer hinten auf dem Gepäckständer, jeweils mit einem Sicherungsseil für die erbeuteten Sachen. Überdies trug er einen Rucksack, wenn er auf Tour ging, das lohnte sich dann schon. Auf der Hinfahrt nahm er darin Proviant mit, denn meistens wurde er um Mitternacht herum hungrig, aber Proviant, der in seinen Magen wechselte, brauchte anderswo ja keinen Platz mehr. Nur die Wasserflasche, die natürlich das Allerwichtigste war. Doch die ließ sich am Gestänge befestigen.

Als die bleiche Scheibe des Mondes eine Handbreit über dem Horizont stand, brach Fausto auf. Das tat er stets so unauffällig wie möglich. Und er verschloss die Haustür hinter sich. Man wusste nie. Sein Haus war seine Burg, seine Basis, seine Lebensgrundlage. Falls jemand kam und es ihm wegnahm, hatte er ein ernsthaftes Problem.

Draußen war es still, wie immer. So still, wie es früher nie gewesen war. Der Mond tauchte die Landschaft in fahles, silbernes Licht, der schwarze, temperaturlose Himmel tat wohl, war ein Kontrast zu der Hitze, die auch um diese Zeit noch vom Boden ausstrahlte. Erst in den frühen Morgenstunden würde sie ein wenig nachlassen und die Rückfahrt angenehmer machen.

Ein letzter Check, ehe er das Gartentor öffnete. Die Gürteltasche mit dem Werkzeug? War da. Die Taschenlampen? Alle drei. Eine davon hatte er am Gürtel hängen, ein Fund, den er erst vor zwei Monaten gemacht hatte: eine schmale, schlanke Handlampe aus solidem Metall, mit aufladbaren Batterien in Topform – kaum zu glauben, dass man so etwas noch fand. Und doch passierte es immer wieder. Man brauchte die Hoffnung noch nicht aufzugeben.

Er musste ein paar Kakteen mit dem Fuß wegstupsen, um das Gartentor öffnen zu können – unglaublich, in welchem Tempo das Zeug nachwuchs! –, dann schob er das Rad hinaus, zog das Tor wieder hinter sich zu. Es gab keinerlei Geräusch von sich. Er hielt die Gelenke sorgsam geschmiert, und an der metallenen Verriegelung hatte er ein schmales Stück Leder so befestigt, dass man sie lautlos schließen konnte.

Fausto holte tief Luft und richtete sich auf die Strapazen ein, die vor ihm lagen. Dann schwang er sich aufs Rad und begann zu treten. Ohne das Licht anzumachen. Noch brauchte er es nicht; außerdem kannte er die Strecke, die vor ihm lag. Unnötig, jemanden auf sich aufmerksam zu machen.

Rasch kam er in Schwung und glitt mit leisem Knirschen in nördliche Richtung davon. Anfangs führte die Straße strikt geradeaus. Das war gut, denn es dauerte immer eine Weile, bis er es wieder raushatte, den Schlaglöchern auszuweichen. Sobald er den ersten Hügel passierte und vom Dorf aus nicht mehr zu sehen war, schaltete er die Fahrradlampe ein, damit ging es besser.

Zweimal auf und ab, dann die Kreuzung. Hier standen noch Wegweiser, aber die Sonne hatte sie völlig ausgebleicht: Sie waren so schneeweiß, als hätten nie irgendwelche Ortsnamen darauf gestanden.

Fausto bog nach links ab, ohne langsamer zu werden. Die ersten zwanzig Kilometer kannte er alle Wege auswendig. Nur leider waren die Dörfer, die man in diesem Radius erreichte, alle verlassen, und das meiste, was sich in den aufgegebenen Häusern zu finden lohnte, hatte er vermutlich schon gefunden.

Es wurde immer schwieriger, etwas zu finden.

Nicht darüber nachdenken.

Die Hitze war der Feind. Die höllischen Temperaturen, die entstehen konnten, wenn Sonnenlicht durch ein ungeschütztes Fenster in einen Raum fiel. Häuser brannten

ab, nur weil jemand die Vorhänge nicht zugezogen hatte, ehe er gegangen war. Oder gestorben war.

Das Sonnenlicht zerstörte alles. Bleichte Dinge aus. Ließ Lack abblättern, machte Plastik brüchig, brachte Konserven zum Platzen. Das Sonnenlicht war es auch, das die Straßen nach und nach zerstörte, verformte, zerbröselte, mit Rissen übersäte. Das verdamnte Sonnenlicht.

Nicht drüber nachdenken. Treten. Die Sonne schien nicht, nur der Mond, der müde, fahle Mond.

Sonnenlicht – und die Zeit. Mit jedem Monat, der verging, wurden die Dinge, die man finden konnte, schlechter. Liefen Haltbarkeitsdaten ab. Oh, die Haltbarkeit von Konserven! Normale Dosen waren schon seit Jahren unbrauchbar. Man musste Häuser von Leuten finden, die sich aus Militärbeständen eingedeckt hatten. Und die Sachen dann doch nicht mitgenommen hatten. Was sie anfangs logischerweise getan hatten. Bis dann die Gepäckmengen begrenzt wurden.

Viele hatte natürlich auch die Seuche erwischt, ehe sie gehen konnten. Klar. Einmal hatte Fausto in einer Arztpraxis eine Kartei gefunden, mit Adressen und allem, Gewicht, Gesundheitszustand, Todesursachen. Wohlgenährte Leute, die an der Seuche gestorben waren: Das waren Adressen, die zu besuchen sich lohnte.

Die ersten Stunden tat es immer gut, einfach zu radeln. Es brachte das von der Hitze dickflüssig gewordene Blut in Bewegung, ließ ihn sich lebendiger fühlen. Die Gedanken klärten sich, vereinfachten sich, beruhigten sich. War er erst einmal aus dem Dorf draußen und unterwegs im Niemandsland, stieg manchmal so etwas wie Zuversicht in ihm auf. Das Gefühl, dass ihm eine ganze Welt gehörte und dass das, verdammt noch mal, doch reichen sollte für ein gutes Leben, oder?

In solchen Momenten geschah alles mühelos: Er trat die Pedale und hörte den Reifengummi sanft schmatzend auf

dem heißen Asphalt surren. Das Muster aus Rissen und Löchern kam ihm im Lichtkegel seiner Fahrradlampe entgegen und zog unter ihm weg, während er den tiefen Löchern mit eleganten Schlenkern auswich – ganz einfach, wie von selbst. Manchmal summte er leise vor sich hin, versuchte, sich an die Lieder seiner Kindheit zu erinnern, aber seltsam, ihm fielen keine ein.

Auf dem Rückweg, das wusste er, würde ihm alles wehtun, würde sein Rücken schmerzen und seine Lunge brennen, vom Staub, von der Hitze der Nacht, von der Anstrengung. Er würde die Abzweigungen zählen und die Bergaufstrecken verfluchen. Und zu Hause ins Bett fallen und schlafen bis Mittag, aufwachen mit wattigem Kopf und geschwollenen Beinen, zerschlagen, desorientiert. Bis ihm die Sachen wieder einfielen, die er in der Nacht gefunden hatte, und er sich daranmachen würde, die Beute zu sichten.

Er war schon einmal in Saint-Aumarec gewesen, aber das war lange her. Wie der Ort hieß, hatte er von einem abgewetzten Stück einer Landkarte der Gegend erfahren. Ein kostbarer Besitz, den er zu Hause aufbewahrte, in einem Bilderrahmen unter Glas, weil die Karte so brüchig war. Sicher war sie nicht mehr aktuell. Zum Schluss hatte es ja nur noch Navigationssysteme gegeben; niemand hatte mehr Landkarten gekauft.

Fausto lächelte bei der Erinnerung daran. Diese Geräte hatten sich irgendwie an Satelliten orientiert. Die es wahrscheinlich längst nicht mehr gab.

Endlich kamen die dunklen Umrisse der ersten Häuser näher. Fausto ließ das Rad ausrollen, schwang sich herab, schob es neben sich her, während er die Straßen abging und die Gebäude betrachtete, an die er sich erinnerte. Das letzte Mal war der Ort verlassen gewesen – verlassen, oberflächlich geplündert und danach dem Zerfall preisgegeben. Aber das musste nicht so geblieben sein. Es gab noch viele, die es nicht in den Norden geschafft hatten,

mangels Geld, mangels Beziehungen, mangels Glück. Die umherzogen auf der Suche nach einer Bleibe und nach Dingen, die ihnen beim Überleben halfen.

Seltsam. Wie er so die Straße entlangging, befiel ihn das befremdliche Gefühl, beobachtet zu werden. Aber keines der Häuser, das er sah, wirkte bewohnt. Irgendwie spürte man das. Vielleicht, weil sie so still dalagen, so unberührt, von niemandem am Zerfallen gehindert. Jemand, der ein leer stehendes Haus bezog, setzte es instand, sammelte Baumaterial, versuchte, einen Garten anzulegen. Das Mindeste war, Solarzellen aufs Dach zu montieren oder im Vorgarten aufzustellen, oder, wenn ein Haus schon Solarzellen auf dem Dach hatte, sie gründlich vom Staub zu befreien. Ohne Solarzellen kein Strom, ohne Strom kein Kühlschrank und ohne Kühlschrank keine Vorratshaltung. Ohne Strom kein Ventilator. Und so weiter.

Fausto hätte nicht sagen können, woran er die Häuser von Leuten erkannte, die haltbare Vorräte angelegt hatten und dann doch gegangen waren. Lag es daran, dass solche Häuser unauffälliger wirkten als andere, dass sie eine gewisse Solidität ausstrahlten, irgendwie ... *vernünftig* aussahen? Er wusste es nicht. Letzten Endes war es eine Art sechster Sinn. Ein Instinkt, vielleicht.

Er ging trotzdem systematisch vor. Freilich konnte man nicht alle Häuser durchsuchen. Derartige Vorräte, wenn sie noch existierten, waren gut versteckt. Aber er merkte sich bei jedem Ausflug, bis wohin er gekommen war. Dort machte er weiter. Ging die Straße ab, betrachtete die Schäden an den Gebäuden, die aufgebrochenen Türen, die Spuren von Plünderungen ... bis er zu einem Haus kam, bei dessen Anblick irgendetwas in ihm *Klick!* machte.

So ging es ihm auch bei dem Haus, in dem er die Dosen mit dem Speck fand. Es war ein normales Einfamilienhaus, verlassen, leblos, ein paar Scheiben eingeschlagen, der Garten ringsum erst verwildert und dann, als der Wassermangel begonnen hatte, vertrocknet, bis auf die

Kakteen natürlich, die sich überall breitmachten: nichts Besonderes. Plastikspielzeug lag auf der Terrasse, von Stürmen in die Ecken geweht und bleich gebrannt, sodass man die Farben, die die Sachen einst gehabt hatten, nicht mehr erkannte. Im Hof ein umgekippter Mülleimer, im Lauf der Jahre von Tieren geleert, bis dann auch die Tiere verschwunden waren. Ein Haus, das seine Bewohner irgendwann fluchtartig verlassen hatten, während der Plünderungen vielleicht oder schon vorher, als viele noch geglaubt hatten, man könne der Pandemie entkommen, wenn man anderswo hinging.

Aber dann wurde er im Keller fündig. Hinter einer Gipswand mit aufgeklebtem Ziegeldekor lagerten Vorräte, sorgsam in Plastikboxen mit Schnappdeckeln verpackt. Vieles davon war noch zu gebrauchen: Reis, Nudeln, getrocknete Bohnen, Öl, Salz, Gewürze. Nur die Konserven waren verdorben; manche der Büchsen blähten sich schon. Fausto sammelte sie ein, schaffte sie in einen anderen Kellerraum, stellte sie dort in ein Regal und blies den Staub darüber, der sich auf herumliegenden alten Zeitungen abgesetzt hatte. Bald sah es so echt aus, dass jemand, der nach ihm kam, denken würde, hier auf den Vorrat der Familie gestoßen zu sein, der leider, leider verdorben war. Derjenige würde enttäuscht abziehen und nicht auf die Idee kommen, dass anderswo noch etwas zu finden sein könnte.

Denn Fausto würde nicht alles auf einmal mitnehmen können, sondern wiederkommen müssen. Er lud seinen Rucksack voll und installierte die Gipswand wieder an Ort und Stelle.

Doch gerade als er gehen wollte, fiel ihm ein, dass das ja auch für ihn galt: Nur weil er an einer Stelle Vorräte gefunden hatte, hieß das nicht, dass er nicht auch noch anderswo fündig werden konnte!

Also suchte er weiter, und so kam es, dass er die Dosen mit dem Speck fand: Aufeinandergestapelt in einem Netz

hatte man sie in einem der dunklen Fensterschächte versenkt und unter Sand begraben. Er hätte sie fast übersehen.

Es waren blassgelbe Dosen von der Art, die man selber verschließen konnte. Es brauchte keine große Maschinerie dazu, nur ein handbetriebenes Rändelrad. Aufkleber hatten sie nicht, also musste er nachsehen. Natürlich ging er nie ohne Dosenöffner auf Tour.

Schon beim ersten Stich in die Dose stieg ihm ein Duft in die Nase, so herrlich, dass es ihn schier umwarf. Er drehte den Öffner schneller, legte den abgetrennten Deckel beiseite, fasste mit den Fingern hinein. Ein fast vergessenes Aroma. Die Fingerspitzen stießen in weiches, nachgiebiges Fett, bekamen etwas Festes zu fassen, zogen es heraus. Eine Scheibe Speck.

Wer kam auf die Idee, Speck in Dosen zu verpacken? Seltsam. Aber ein Glücksfall.

Er konnte gar nicht aufhören, daran zu riechen. Speck, wirklich wahr. Und er schien sogar noch gut zu sein. Bei Speck, das wusste er, konnte man das recht einfach feststellen: Wenn er gut roch und sich nicht schleimig anfühlte, war er noch genießbar.

Wie lange war es her, dass er so etwas zum letzten Mal gegessen hatte? Ein Kind war er noch gewesen. Erinnerungen an seinen Großvater stiegen in ihm auf, diesen breitschultrigen Mann mit dem grauen Bart und der ewigen Strickjacke aus grüner Wolle, von der er immer erzählt hatte, die hat mir noch meine Hannah gemacht, in der könnt ihr mich mal begraben. Erinnerungen, wie der Großvater am Herd steht, eine aufgeklappte Schachtel mit Eiern neben sich, dicke, rot-weiß gestreifte Speckscheiben auf einem Teller bereitstehend. Erinnerungen an das Geräusch des Pfannenbodens, der über das Gitter kratzt, und an Großvaters knurrige Stimme, die fragt: »Wie hungrig bist du?«

Sehr hungrig. Er war sehr hungrig.

Als er endlich wieder zu Hause war, leerte er den Speck auf einen Metallteller, den er zusammen mit den übrigen Dosen in den Kühlschrank stellte. Die würden ihn noch viele Wochen lang glücklich machen.

Dann ging er schlafen, auf seine Matratze im Keller, wo es am kühlssten war.

Als er wieder aufwachte, war es schon heller Tag, und er war immer noch sehr hungrig. Er holte den Teller aus dem Kühlschrank und brachte ihn hinaus in den Küchenhof. Dort nahm er den Deckel vom Sonnenofen, richtete dessen Parabolspiegel aus, zog das Uhrwerk auf, das seine Achse der Sonne nachführen würde. Obwohl der Speck nicht länger als ein paar Minuten brauchen würde. Er stellte den Teller auf das Gitter im Brennpunkt.

Sein Sonnenspiegel war ein einfaches Modell. Er hatte mal einen gesehen, der zwei Meter Durchmesser gehabt hatte, so präzise geschliffen, dass man Metall damit hatte schmelzen können. Was für ein Küchenmodell ja Unsinn gewesen wäre.

Der Speck auf dem heiß werdenden Teller begann zu zischen. Der Duft war unglaublich; er musste sich zügeln, um nicht hineinzugreifen und sich den Speck in einem Stück in den Mund zu stopfen.

Später fand er eine Nachricht, die, auf ein aus einer alten Waschmittelverpackung gerissenen Stück Pappkarton gekritzelt, in seinem Türrahmen steckte. Er erkannte sofort die altmodische Handschrift von Madame Mareveaux. Sie musste in der Nacht hier gewesen sein.

Ich brauche Ihre Hilfe. Der Pfarrer ist krank.

KAPITEL 2

Fausto bewohnte das letzte Haus an der Straße, die in Richtung Norden aus dem Dorf führte. Die zwei benachbarten Häuser standen schon lange leer. Dann kam ein Haus, in dem es eines Nachts gebrannt hatte, wobei das Feuer wundersamerweise oder aufgrund von Mangel an Brennbarem von selber wieder ausgegangen war, ohne von irgendjemandem bemerkt worden zu sein. Am anderen Morgen hatte es rätselhaft nach Rauch gerochen, und erst als er dem Geruch nachgegangen war, hatte er gesehen, was passiert war.

Hinter der Ruine fingen die dicht aneinander gebauten Häuser des alten Dorfkerns an. Eine Straße bog rechts ab; dort wohnte Madame Mareveaux, in dem Haus, in dem sie schon fast ihr Leben lang wohnte, seit ihrer Heirat in jungen Jahren. Von ihr aus war es nicht mehr weit bis zur alten Kirche und dem Pfarrhaus, in dem der Pfarrer lebte, der ungefähr genauso alt war wie Madame Mareveaux. Der eisern an den Ritualen seiner Kirche festhielt, auch wenn niemand in den Gottesdienst kam, was meistens der Fall war.

Wobei Fausto irgendwann festgestellt hatte, dass er das erschöpfte, misstönende Läuten der Glocken beruhigend fand. Es hätte ihm gefehlt.

Also ging er gleich zu ihr. Besser jetzt als später, wenn die Sonne hoch am Himmel stand.

»Kommen Sie herein, kommen Sie herein«, begrüßte sie ihn. Wie immer überließ sie es ihm, die Tür zu schließen,

und taperte vor ihm in ihre weiße, steingeflieste Küche, in der es auf rätselhafte Weise jederzeit kühler als sonst irgendwo zu sein schien, was sehr angenehm war. »Haben Sie schon gefrühstückt? Möchten Sie einen Kaffee?«

»Ja, gern«, gestand er. Madame Mareveaux verfuhr mit dem rar gewordenen Kaffee genau wie er selber: Sie bewahrte das überbrühte Pulver auf, trocknete es immer wieder, um es mehrmals zu benutzen, streckte es mit allerlei sonnengetrockneten Kräutern und Blättern und so weiter – doch irgendwie schmeckte ihm ihr Kaffee und sein eigener nicht.

Sie nahm einen Keramikkrug aus dem Regal, verschwand damit durch einen Vorhang. Fausto hörte sie die hintere Tür öffnen. Genau wie er hatte auch sie einen Sonnenofen im Garten stehen.

Nach einer Weile kehrte sie mit heißem Wasser zurück, brühte den Kaffee auf. »Das Wasser wird immer schlechter«, sagte sie und zeigte ihm den Bodensatz im Krug: braune, hässliche Sedimente. »Das sind diese Bauern. Die bohren jetzt unsere Quelle an. Haben Sie den Lärm nicht gehört letzte Nacht?«

»Nein«, sagte Fausto.

»Die bohren unsere Quelle an. Ist denen doch egal, was aus uns wird.«

Fausto zuckte mit den Schultern. Es stimmte, die Familie Braque kümmerte sich nur um ihre eigenen Angelegenheiten. Aber tat das nicht jeder?

Doch wahrscheinlich versiegte die unterirdische Wasserader, aus der sich der Ziehbrunnen im Hof von Madame Mareveaux speiste, aus ganz anderen Gründen. Aus Gründen, gegen die man viel weniger tun konnte.

»Was ist mit dem Pfarrer?«, fragte er, als er die Schale mit dem Kaffee in Händen hielt und sich nur noch Milch dazu gewünscht hätte, wie früher.

»Ja. Der Pfarrer.« Sie nannte ihn nie bei seinem Namen, sagte nie Monsieur Ducreux oder gar Alain. Dabei waren

die beiden zusammen zur Schule gegangen; das hatte ihm der Pfarrer einmal erzählt. »Wenn Sie nach ihm schauen würden. Er sagt, es ist nur der Kreislauf, und dass er bloß ein paar Tage Ruhe braucht – und vielleicht eine kühle Nacht, so Gott will. Aber er ist ja auch nicht mehr der Jüngste.«

Fausto nickte. »Wenn Sie meinen, dann rede ich mit ihm.«

»Wissen Sie« – sie beugte sich vor, senkte ihre Stimme –, »ehrlich gesagt habe ich den Verdacht, es ist etwas ganz anderes. Etwas, über das er mit mir nicht reden will. Sie wissen schon.«

Fausto hob die Brauen. »Was denn?«

»Na. So eine Männersache halt.« Sie wedelte mit der Hand. »Deswegen. Wenn Sie mit ihm reden.«

»Ja, klar. Mach ich«, sagte Fausto.

Sie setzte sich ihm gegenüber, schwer und müde, faltete erschöpft die Hände. Er wusste, dass sie wenig schlief, weil sie fast nur nachts aus dem Haus ging und es tagsüber zu warm war, um zu schlafen. »Ich weiß auch nicht. Gerade bin ich froh, dass Sie hergezogen sind. Gibt nicht mehr viele hier, mit denen ich reden mag, will ich sagen.«

Damit meinte sie wohl die Familie Braque. Sonst war ja niemand mehr hier.

»Aber dann denke ich wieder, was für eine Schande, dass Sie bleiben.« Sie nickte bekräftigend. »Ja, eine Schande.«

Fausto sagte nichts. Die Leier kannte er; da musste er immer durch, wenn er zu Besuch kam. Das war sozusagen der Preis für den Kaffee.

»So eine alte Schachtel wie ich, die kann ja nicht mehr weg«, fuhr sie fort. »Ich lebe mit dem Pfarrer um die Wette; wer von uns als Letzter stirbt, muss den anderen begraben und hat dann selber das Nachsehen. Aber so ein junger Mann wie Sie ... Ihnen steht doch die Welt offen.«

Er seufzte geduldig. »Welche Welt denn?«

Sie hörte ihn gar nicht. »Hab ich Ihnen mal die Karte gezeigt, die mir meine Tochter aus Nordsibirien geschickt hat?«

Ja, hatte sie. Schon oft. Aber er blieb widerstandslos sitzen, als sie aufstand, um die Postkarte zu holen, die in einem Fensterchen ihres Küchenschrankes steckte.

»Sie hat da geheiratet, wissen Sie. Einen Russen. Sergej. Er ist Ingenieur. Sie haben schon eine kleine Tochter, aber sie wollen noch ein Kind, sobald sie eine größere Wohnung bewilligt bekommen.« Sie reichte ihm die Karte. Der Poststempel zeigte kyrillische Buchstaben und war zwölf Jahre alt. Die Bildseite zeigte einen palmengesäumten Strand und dahinter lange Reihen weißer Villen, den ganzen Hang hinauf. Idyllisch.

Die Straße auf dem Foto glänzte nass von Regen. Und wie zum Beweis, dass es dort wirklich noch regnete, ballten sich dunkle, sattgraue Wolken an dem kobaltblauen Himmel.

»Das muss herrlich sein dort«, meinte Madame Mareveaux. »Finden Sie nicht?«

»Ein schönes Bild«, sagte Fausto diplomatisch.

Das Problem war, dass er dieses Foto kannte. Er hatte es einmal in einem mindestens zwanzig Jahre alten Bildband gesehen. Wenn er sich richtig erinnerte, zeigte es den Strand vor dem Ort Brora auf den Hebriden, in Nordschottland also.

Jede Wette, dass es auch dort längst nicht mehr so aussah. Wahrscheinlich hatte das Meer den Strand inzwischen weggespült. Statt der Strandpromenade hatte man sicher eine Wehrmauer errichtet und statt der Villen Hochhäuser, um all die Leute unterzubringen, die in den kühlen Norden geflohen waren – und letzten Endes nicht weit genug.

Nord-Kanada, Grönland, Nord-Sibirien: Es hieß, man könne noch dorthin gelangen – aber nur, wenn man viel, viel Geld hatte. Und viel, viel Glück.

»Dadurch, dass sie mit einem Russen verheiratet ist, hat sie auch einen russischen Pass. Deswegen konnten sie nach Sibirien ziehen. Dort muss es sehr schön sein. Sehr, sehr schön. Das Paradies auf Erden, heißt es.«

»Glauben Sie, dass es das noch gibt? Ein Paradies? Auf dieser Erde?«

»Doch, doch. Sibirien muss wunderschön sein. Das sagt jeder. Früher war es eine Eiswüste, aber durch die Erwärmung ist das Land aufgeblüht, verstehen Sie?«

Wie immer war es ein Schock, das Haus von Madame Mareveaux zu verlassen und wieder hinauszutreten auf das abgewetzte Kopfsteinpflaster, das im Licht glühte wie die Oberfläche der Sonne. Die Hitze war wie ein Schlag ins Gesicht, trieb ihm den Schweiß aus den Poren, schnürte ihm die Luft ab. Ein Schluck aus der Wasserflasche, das half. Wenn sie mal kein Wasser mehr fördern konnten, dann würde es aus sein, endgültig. Dann würden nur noch die Gesegneten im Norden überleben. Die Reichen. Die Glücklichen.

Einmal mehr fragte sich Fausto, wie es hatte kommen können, dass er den Anschluss verpasst, den Ruf nicht gehört, die Zeichen der Zeit nicht erkannt hatte. Wieso er erst am Hafen angekommen war, als das letzte Schiff schon längst abgelegt hatte.

Und einmal mehr drückte er diesen Gedanken weg, um sich auf das Naheliegende zu konzentrieren, auf den nächsten Schritt. Dies hier war die Wirklichkeit, mit der er zurechtkommen musste, die einzige Wirklichkeit, auf die es ankam. Im Hier und Jetzt leben hatte man das früher genannt. Irgendeine philosophische oder religiöse Richtung, er hatte vergessen, was von beidem. Er musste mal den Pfarrer fragen, der kannte sich mit solchen Dingen aus.

Der Pfarrer. Ja, richtig. Fausto setzte sich in Bewegung, weiter zum Marktplatz.

Die Straße war uralte, Jahrhunderte bestimmt, und so schmal, dass die Häuser rechts und links fast ständig ein bisschen Schatten warfen. Das machte es einfacher. Es waren größtenteils Ladengeschäfte. Manche der Scheiben waren immer noch nicht eingeschlagen, nicht gesprungen, gar nichts, nur von innen mit weißer Farbe bemalt, die nach und nach abblätterte von der Hitze, was absurde Muster erzeugte. Eine Metzgerei, direkt am Marktplatz. Ein Schild aus Stahlblech hing noch über der Tür, das die Umrisse eines Rindes hatte, aber keinerlei Farbe mehr: Abgeplatzt, vertrocknet, verblichen, verschwunden. Nebenan ein Bäcker: Da war eine der Fensterscheiben mit Holzbrettern vernagelt. Das war schon so gewesen, als Fausto hier angekommen war.

An der nördlichen Schmalseite des Marktplatzes hatte die *Mairie* gestanden, der Sitz des Bürgermeisters. Aber wie so viele Sitze staatlicher Macht war auch dieses Gebäude in den Aufständen ein Opfer der Flammen geworden; nur eine geschwärzte Ruine stand noch.

Früher, so hatte ihm Madame Mareveaux erzählt, hatte das Pfarrhaus direkt daneben gestanden. Aber der Brand hatte es beschädigt, deswegen war der Pfarrer in das Haus nebenan gezogen, dessen Besitzer gegangen waren. Sie hatten ihm die Erlaubnis dazu gegeben; schriftlich sogar. Wobei in all den Jahren nie jemand danach gefragt hatte.

Es war ein hübsches, altmodisches Haus mit einem schmiedeeisernen Zaun. In dem winzigen Garten wuchs natürlich nichts mehr. Vor den hohen Fenstern hingen stählerne Klappläden, die je drei Aussparungen in Form stilisierter Lilien zeigten.

Fausto schob das Tor auf, das längst kein Schloss mehr hatte, aber so gut gearbeitet war, dass es auch so in jeder Stellung stehen blieb. Außerdem machte es keinen Unterschied mehr, ob man ein Tor abschloss oder nicht; wer rein wollte, kam auf jeden Fall rein.

Männerprobleme? Was mochte Madame Mareveaux damit gemeint haben? Litt der Pfarrer an Prostata-Beschwerden? Möglich, schließlich war er ein alter Mann. Aber was sollte er, Fausto, dagegen ausrichten?

Nun, er würde es ja sehen. Er klopfte an der Tür. »Hochwürden?«, rief er. »Monsieur Ducreux?« Keine Antwort.

Die Haustür war natürlich ebenfalls unverschlossen. Fausto drückte sie auf. Staubige, erstickend heiße Luft kam ihm entgegen. Es roch nach Weihrauch, verschwitzter, ungewaschener Wäsche und angebranntem Essen. Der Pfarrer sei nicht gerade ein begnadeter Koch, auch das hatte ihm Madame Mareveaux einmal anvertraut. Fausto fragte sich, woher sie all diese Dinge wusste; man konnte meinen, sie sei die beste Freundin des Geistlichen. Wobei – vielleicht war sie das ja. Viel Auswahl hatten schließlich beide nicht.

Getrieben von der Vision, dass der alte, fragile Mann womöglich tot in seinem Bett lag, suchte Fausto das Haus ab, doch alle Räume waren verlassen, die meisten gähnend leer. Auch der Pfarrer hatte sich eine Matratze in den Keller gelegt, schien aber trotzdem das Bett im Obergeschoss zu benutzen, dem Zustand der Wäsche nach zu urteilen. Kein Wunder, in dem ehemaligen Weinkeller, dessen Boden nur aus festgetretener Erde bestand, roch es nach Fusel und Staub und das so stark, dass es den geringen Temperaturunterschied kaum wert war.

Der Pfarrer war nicht da. Er mochte krank sein, aber offenbar nicht so krank, dass er ans Bett gefesselt war.

Fausto fand ihn in der Kirche, ins Gebet vertieft.

Es verblüffte Fausto immer aufs Neue, wie heiß es in der alten Dorfkirche war. Sie bestand aus grauen, grob behauenen Steinen, Jahrhunderte alt, und wenn man das Portal aufzog, erwartete man unwillkürlich, in ein kühles, modrig riechendes Kirchenschiff zu treten. Aber ein paar